



ANNE  
FREYTAG

AUS  
SCHWARZEM  
WASSER

THRILLER

**bold**

# Über das Buch

Nach einem schweren Autounfall erwacht Maja Kohlbeck unverletzt in einem Leichensack. Getrieben von der Warnung ihrer Mutter, niemandem zu vertrauen, flieht sie aus der Pathologie des Krankenhauses zu einem Freund. Während die Öffentlichkeit über den Unfall und den Verbleib von Majas Leiche spekuliert, sucht Maja selbst nach Antworten. Niemals hätte ihre Mutter sich das Leben genommen und sie dabei in tödliche Gefahr gebracht - oder hätte sie das?

Und welche Rolle spielt Efrail Rosendahl, der Fremde, der sein Leben riskiert hat, um sie aus dem Wagen zu retten.

Bevor Maja herausfinden kann, was mit ihrer Mutter passiert ist, ereignet sich plötzlich eine verheerende Naturkatastrophe nach der anderen. Und Maja gerät mitten hinein in einen Strudel aus Lügen, Intrigen und Machtkämpfen, dessen Folgen fatale Ausmaße annehmen.

**ANNE  
FREYTAG**

**AUS  
SCHWARZEM  
WASSER**

Thriller

**bold**

Für die Menschen, die verstehen, dass nur ein  
Teil dieser Geschichte Fiktion ist.

(Und auch ein bisschen für Harry Styles.)

**TAG 1**

## **AM KUPFERGRABEN, BERLIN, 21:53 UHR**

Der Ausdruck verschwindet aus ihren Augen. Dann sind sie nur noch leer und blau, wie Glaskugeln, durch die niemand mehr sieht. Ihre Hand liegt tot in meiner, ihr Blick geht ins Unendliche, an mir vorbei in ein unbestimmtes Nichts. Schmutzpartikel schweben im Wasser. Ihr Haar fließt um ihr Gesicht wie blonde Flammen. Ich will wegsehen, aber ich kann nicht. Mein Brustkorb zieht sich immer weiter zusammen, ein Gefühl, als würden meine Rippen brechen. Es dauert nicht mehr lang, dann gibt es mich nicht mehr.

Das matte Grün ist überall. Eine luftleere Hülle, die mich langsam tötet. Ich stecke fest, Blutwolken wabern um mein Knie, die Wagentür ist eingedrückt, mein Bein klemmt dazwischen.

Ich schaue durch die Windschutzscheibe nach oben in verschwommenes Licht. Helle Flecken in der Dunkelheit, die rund und oval schimmern. Nicht weit weg. Ein paar Meter vielleicht. Meine Muskeln zucken, als würden sie sich ein letztes Mal entladen. Ich höre auf zu frieren. Es ist ein leises Gefühl. Ohne Angst, schon halb auf der anderen Seite. Als würde ich mich mit einer Hand am Leben festhalten und der Rest hat bereits losgelassen. Ich spüre, dass der Bindfaden, der mich noch hier hält, jeden Moment reißen wird.

Der Nebel meiner Gedanken lichtet sich. Ich treibe ganz knapp unter meinem Bewusstsein, zwischen zwei Welten, gerade noch da, halte weiter ihre Hand. In meinem Kopf läuft kein Film, nur ein paar Fetzen aus meinem Leben. Erinnerungen, die Abschied nehmen. Sie kommen und gehen. Ich denke ein letztes Mal an alles und dann an nichts mehr. Mein Kopf leert sich, wie meine Lungen sich geleert haben. Übrig bleiben nur ihre letzten Worte: *Du kannst niemandem trauen, sie stecken alle mit drin.*

Das schwarze Grün pulsiert. Der Atemreflex wartet direkt an meiner Kehle. Er ist stärker als mein Verstand. Ich lasse das Wasser in meinen Mund

fließen. Es schmeckt endgültig, nach Metall und nach Blut, dringt immer tiefer in meinen Rachen. *Tu es*, sagt die Stimme in meinem Kopf. *Tu es jetzt*.

Ich schaue ein letztes Mal in das tote Gesicht meiner Mutter, sehe sie an, und sie durch mich hindurch.

Dann atme ich ein.

Und sterbe nicht.

## **ZWEIEINHALB STUNDEN SPÄTER**

*Du kannst niemandem trauen, sie stecken alle mit drin.*

Ich öffne die Augen und da ist nichts als Schwarz. Mehr Schwarz, als ich je gesehen habe. Ein seltsam raumloses Gefühl, wie ein Universum ohne Sterne. Die Luft ist modrig feucht, sie riecht nach gekipptem Wasser und Gummi. Ich höre mich atmen, rasselnd und flach. Sonst ist da nichts, kein Geräusch, nur eine leere Stille.

Ich liege ausgestreckt auf dem Rücken, meine Schulterblätter bohren sich in harten Untergrund – Stein, vielleicht auch Metall. Ich versuche, mich zu bewegen, aber es geht nicht, taste blind um mich. Alles ist nass und kalt. Die Enge greift auf mich über, mein Mund ist trocken, es ist zu dunkel, zu schwarz, ich will mich aufsetzen und kann nicht. Mein Atem trifft auf etwas direkt vor meinem Gesicht, vor meiner Nase, vor meinem Mund. Ich fasse um mich, berühre das glatte Material, es ist dicht, die Oberfläche gibt kaum nach, ich spüre Wasser, eine Lache, in der ich liege, durchtränkte Kleidung. Meine Finger rutschen ab, wieder und wieder. Ich taste nach einer Öffnung, einem Ausweg, einem Reißverschluss, nach irgendwas. Aber es gibt keine Öffnung, keine Luft, nur Wände, überall Wände, biegsam und dicht, zu allen Seiten geschlossen. Es fühlt sich an wie ersticken, Blut rauscht in meinen Ohren, die Luft ist abgestanden und zu oft geatmet, das Schwarz pulsiert vor meinen Augen, ich bin eingeschlossen in einer undurchdringlichen Haut aus nasser Kälte. Sie frisst sich klamm in mein Fleisch, immer tiefer, bis in die Knochen. Mein Brustkorb ist eng, meine Lungen krampfen, ich winde mich, weiß nicht, ob ich schreie, schlage um mich, kann nicht mehr denken, trete und rutsche ab. Meine Muskeln verspannen sich, sie zucken, als würde jemand Strom durch meinen Körper jagen. Ich versuche ein weiteres Mal, mich aufzusetzen, kann mich nicht aufsetzen, liege wie auf einer

Schlachtbank, mit trockenem Mund und trockener Kehle, sehe flirrende Sterne, während eine Kralle in meinem Rachen nach meiner Luftröhre greift und immer fester zudrückt.

Atemnot. Dunkelblaue Fetzen, vage Erinnerungen, schwerelos, schmutziges Wasser, überall Wasser, eine grünlich graue Tiefe, die mich verschluckt, das Gesicht meiner Mutter.

Dann eine Riffelung unter meinen Fingerkuppen.

*Ein Reißverschluss.*

Ich erstarre, blicke mit offenen Augen ins Nichts, zwinge mich, mich zu konzentrieren, suche fieberhaft die Schließe, bekomme sie nicht zu fassen. Es ist das Innenstück, klein und glatt, nicht dazu gedacht, geöffnet zu werden. Ich atme zu hastig, verschlucke mich, muss würgen, erwische endlich den Verschluss, kralle mich mit den Fingernägeln darunter, einer reißt ein bis ins Nagelbett. Meine Hände sind kalt, aber ich lasse nicht los, schaffe es schließlich, den Reißverschluss ein kleines Stück zu öffnen. Ich denke nicht daran, wo ich bin, denke nicht ans Sterben oder Totsein, bloß an den Reißverschluss, zwinge einen Finger durch das winzige Loch, höre mich keuchen und schreien, alles dreht sich.

Dann ein Lichtstrahl. Wie ein Schlag ins Gesicht. Wie ein Hoffnungsschimmer. Kurz ein ratschendes Geräusch, nur ein paar Zentimeter, Hände, die sich durch die viel zu enge Öffnung kämpfen – meine Hände. Sie umfassen das gummihafte Material, dann reißen sie den Verschluss in einem Ruck auf.

## **SOFIE, BORACAY, PHILIPPINEN, ZUR SELBEN ZEIT**

Der Sand ist nicht sandfarben, sondern weiß. Wie Zucker unter einem großen Himmel. Sofie hat noch nie so klares Meerwasser gesehen. Es ist so klar wie Wasser aus der Leitung. Sie schaut sich um. Die Sonne geht gerade erst auf und der Strand ist fast leer. Er scheint ihnen allein zu gehören, die Weite, die Farben, das Meer. Es umspült die schroffen Felsen mit der Madonna und den Palmen, die wie eine kleine schwarze Insel vor dem Ufer liegen. Dahinter schimmert der Ozean. Es ist ein Blau, das Sofie an Maja erinnert. An ihre Augen. An diese Mischung aus Blau und Türkis.

In der Ferne kräht ein Hahn. Sofie hatte keine Ahnung, dass es auf den Philippinen so viele Hähne gibt. Der Laut passt nicht zum Bild, aber sie hat sich daran gewöhnt. An das Krähen ab vier Uhr morgens, an den Gestank von Benzin und Abwasser, an die Schlaglöcher in den buckeligen Sandstraßen, an die Tricycles und die Mittagshitze. Sie liebt es hier. Das kleine Hotel direkt am Meer, das gute Essen, die Massagen für drei Euro pro Stunde. Sofie will hier nie wieder weg. Sie will Maja anrufen und ihr sagen, dass sie ihre Sachen packen und auf der Stelle herkommen soll. Und dann bleiben sie für immer dort. Maja, Theo und sie. In einer kleinen Hütte irgendwo am Strand. Nur das Krähen der Hähne und das Rauschen der Wellen. Und dann verliebt sich Maja in einen Filipino oder einen Japaner. Und sie sind alle glücklich.

Sofie schaut lächelnd in den Himmel. Er ist so blau, dass er beinahe schwarz wirkt, sie schließt die Augen und bohrt die Füße noch tiefer in den Sand. Das Sonnenlicht dringt rötlich durch ihre Lider, die Strahlen treffen warm auf ihre Haut. Dann beginnt ein Song von Jack Johnson in der Hotelbar hinter ihr. »Seasick Dream«. Das Lied ist leicht wie der Wind, er streicht über die Wellen wie eine große Hand über ein glattes Bettlaken.

»Kommst du mit ins Wasser?«

Sofie öffnet die Augen und blickt in Theos Gesicht. Es ist unglaublich, wie braun er bereits geworden ist. Sie selbst ist fast noch so blass wie bei ihrer Ankunft vor einer Woche. Theo steht auf und streckt ihr die Hand hin. Sofie will sie gerade nehmen, als ihr Handy auf dem kleinen Plastiktisch zwischen ihren Sonnenliegen zu vibrieren beginnt.

Ihr Blick fällt auf das Display.

»Das ist mein Vater«, sagt sie. »Ich komme gleich nach.«

»Richte ihm Grüße aus«, erwidert Theo und küsst sie auf den Mund. Seine Lippen sind kühl und schmecken nach Mango. Wenn sie für immer blieben, würden sie oft nach Mango schmecken. Sofie schaut ihm nach. Er passt gut hierher. In ihr Paradies.

Ja, sie ist glücklich ...

Dann geht sie ans Telefon.

## MAJA

Weiß gekachelte Wände, gefliester Boden, ein nackter Raum, Neonröhren, kaum Licht. Ich atme gierig ein, zu schnell und zu flach, muss husten, mein Blickfeld pulsiert, mein Atem kommt von allen Seiten, hallt von den Wänden wider. Ich stütze mich mit den Armen auf dem Metalltisch ab, auf dem ich sitze, schaue mich um, sehe verschwommen, ein Tränenschleier, dann heiße Spuren in meinem Gesicht. Mein Herz schlägt schnell und fremd, ein tiefes dumpfes Gefühl, das sich überall in mir ausbreitet, lauter als sonst. Meine Hände sind wässrig blau und aufgedunsen, der Reißverschluss hat Risse in meiner Haut hinterlassen, mein Zeigefinger blutet. Der Nagel steht eingerissen ab.

Ich blicke durch den Raum. Scharfe Linien und Kanten, als wäre die Welt härter geworden. Realer. Es ist kalt, vielleicht ein paar Grad über null, die nasse Kleidung macht es noch kälter. Mein Atem kondensiert, er schwebt milchig und halb durchsichtig in der klammen Luft. Meine Zähne klappern, sonst ist nichts zu hören. Ich schaue mich um. Obduktionstische auf Rollen, Metallschränke, Leichen unter weißen Laken und in Säcken. Ein Kühlschrank für Menschen.

Ein paar Sekunden lang bleibe ich reglos sitzen, zwischen den Toten und der Stille, dann klettere ich umständlich aus dem Leichensack, steif gefroren und zitternd. Ich bleibe hängen, muss mich festhalten, falle fast vom Tisch. Meine Füße sind eiskalt. Keine Schuhe. Ich bin barfuß. Dann berühre ich den Boden. Er ist rau und trocken, meine Füße sind feucht und gräulich blau. Es ist ein Boden, den man abspritzen kann, in der Mitte ein großer Gully.

Ich bemerke den Umschlag nicht gleich, er hat fast denselben Farbton wie die Fliesen. Er muss vom Tisch gefallen sein. Ich bücke mich danach und

hebe ihn auf. Umweltpapier, kein Fenster, die Lasche ist nicht zugeklebt.

Ich ziehe eine einzelne Seite heraus.

Ganz oben steht *Totenschein*. Darunter mein Name, Maja Fria Kohlbeck. Meine Anschrift und mein Geburtsdatum. *Letzter behandelnder Arzt: Dr. Volker Hauck*. Sterbezeitpunkt heute um 22:47 Uhr. *Identifiziert durch: Prof. Robert Stein*. Robert hat mich identifiziert? Er war hier? Ich versuche, es mir vorzustellen, aber es gelingt mir nicht. Wie er neben meinem toten Körper steht und nickt. *Überstellung an Prof. Dr. Greifland – auf Wunsch von Prof. Stein*. Gefolgt von einer Adresse: *Kolmarer Straße 4, 10405 Berlin*.

Abholung morgen um 7:45 Uhr.

*Todesursache: ungeklärt.*

## MAJA, KURZ DARAUF

Ein Geräusch lässt mich aufschauen. Das Licht im Korridor ist angegangen, eine helle Linie unter der Tür und ein quadratischer Fleck auf dem Boden. Ich bewege mich nicht, stehe neben dem Metalltisch, lauernd wie ein in die Enge getriebenes Tier, das sich bereit macht, jeden Moment anzugreifen. Mein Herz schlägt schneller, verteilt das Adrenalin in meinem Körper, plötzlich bin ich schmerzhaft wach.

Ich gehe lautlos in Richtung Tür und schaue durch das kleine Fenster in den Flur, doch es ist nichts zu sehen. Nur Licht. Ich höre Schritte und Stimmen, die näher kommen. Absätze auf Fliesen. Und das Quietschen von Gummisohlen. Mein Blick fällt auf das an die Wand montierte Telefon. Aber es ist zu spät. Ich habe keine Zeit mehr für diesen Anruf. Abgesehen davon ist die einzige Handynummer, die ich auswendig kenne, die von Sofie – und die ist auf den Philippinen.

»Ja, davon habe ich auch schon gehört«, sagt eine tiefe Männerstimme. »Wann wird sie nach Moabit überstellt?«

Jeden Moment sind sie da. Nur noch ein paar Schritte. Ich kann die beiden riechen, ja, beinahe schmecken.

»Gar nicht. Sie wird woanders hingebracht«, antwortet eine Frau. »Kam von ganz oben. Keine Ahnung, warum.«

Ich höre das Klirren von Schlüsseln, die Suche nach dem richtigen, keine Schritte mehr. Der Mann fragt etwas, ich höre nicht hin, suche nach einem Fluchtweg, entdecke eine zweite Tür am anderen Ende des Raums, mit einem grünen länglichen Aufkleber und der Aufschrift *Notausgang*.

Ich stopfe meinen Totenschein zurück in den Umschlag und danach beides in die Hosentasche. Dann laufe ich los. Meine Füße treffen auf Fliesen, ein nasses Geräusch, begleitet von der Frage, ob das Öffnen der Tür

wohl einen Alarm auslösen wird – egal, spielt keine Rolle. Ich stoße sie auf, kein Alarm, dafür eine Stimme hinter mir: »Halt!«

Scheiße! Die Tür fällt in Schloss, der Boden ist glatt, ich renne, rutsche fast weg, laufe weiter durch leere Gänge, gräulich blaue Fliesen an den Wänden, die am Boden sind gemustert, rechts und links zweigen Türen ab, breit mit Sicherheitsglas, Beschilderungen führen durch ein Labyrinth aus Korridoren. Es ist ein Krankenhaus. Eines, in dem ich noch nie war. Alte Mauern und keine Menschenseele. Nur ich. Und die, die mir folgen.

»Bleiben Sie stehen!«

Auf einer der Türen am Ende des Flurs steht *Treppenhaus*. Ich stemme mich dagegen, sprinte die Stufen hoch. Ein Stockwerk, dann zwei. Die Schritte kommen näher, sie holen auf.

Ich erreiche das Erdgeschoss, sehe ein Schild mit dem Wort *Ausgang*, folge ihm. Da sind Betten, die durch Gänge geschoben werden, Schwestern und Ärzte, ich trete zur Seite, renne an ihnen vorbei. Beim Anblick der filigranen Schnörkel auf den Fliesen wird mir schwindlig. Alles beginnt sich zu drehen. Ich strecke die Arme aus, als könnte ich so die Wände davon abhalten, sich zu bewegen, werde langsamer, das Licht schmerzt in meinen Augen, wie Nadeln, die in mein Gehirn gestoßen werden. Vielleicht ist es ein Fehler wegzulaufen, vielleicht sollte ich einfach stehen bleiben und es erklären. Aber ich kann es nicht erklären, nichts davon, weder, was passiert ist, noch, warum ich nicht tot bin. Die Warnung meiner Mutter erwacht in meinem Kopf: *Du kannst niemandem trauen, sie stecken alle mit drin*. Also renne ich weiter – nur weg, egal wohin.

Eine Frau hinter mir schreit: »Haltet sie!« Aber niemand hält mich. Alles passiert zu schnell, die Welt hört auf, sich zu drehen, wird wieder gestochen scharf, schärfer als je zuvor. Am Ende des Flurs sehe ich den Ausgang, schwere Holztüren, die sich für mich öffnen. Meine Beine brennen, eine bleierne Schwäche breitet sich in mir aus, Seitenstechen, ich bekomme kaum

noch Luft, höre, wie der Mann ruft: »Bleiben Sie endlich stehen!« Die Sohlen seiner Sportschuhe quietschen auf dem Boden.

Das Geräusch ist nah.

Gleich haben sie mich.

## MAJA, WENIG SPÄTER

Ich werde schneller, renne blind durch die Straßen, versuche, mich an etwas zu orientieren. Es ist dunkel, ich kann die Schilder nicht schnell genug lesen, passiere sie, biege ab, erkenne die Rosenthaler Straße – auch ohne Schild. Ich laufe wie abgerichtet, wie eine Maschine im Autopilot. Keine Spur mehr von Schwäche und Schwindel, nur noch Flucht, Beine, die rennen, und ein Herz, das viel zu ruhig schlägt. Ich war nie konzentrierter, nie wacher. *Du kannst niemandem trauen, sie stecken alle mit drin.* Meine nackten Füße treffen auf den Asphalt, rau und körnig, voller Kanten. Wovon hat sie gesprochen? Wer steckt wo mit drin? Ich weiche Passanten aus, ihnen und ihren Blicken. Es ist spät, vielleicht schon Nacht. 22:47 Uhr, schließt es mir durch den Kopf. Da bin ich gestorben. *Todesursache: ungeklärt.* Wie lange ich in dem Leichensack lag, weiß ich nicht. Minuten? Stunden? Länger? Ich sehe mir über die Schulter, der Mann ist noch da, weiter weg, aber trotzdem zu nah. Als ich wieder nach vorne schaue, pralle ich mit einer Frau zusammen. Ich strauchle, fange mich aber. Sie ruft mir irgendwas hinterher, ich höre nicht hin, renne weiter, scanne den Boden vor mir, überall Glasscherben, mal kleine, mal größere. Ich versuche, ihnen auszuweichen, erkenne eine zu spät, weiß, dass ich sie in vollem Lauf treffen werde. Das Glas bohrt sich tief in meine Ferse. Sie pocht und blutet, aber ich spüre den Schmerz nicht, das Adrenalin verschiebt ihn auf später.

Rechts von mir stolpern zwei Männer aus einer Bar, der eine schubst den anderen, sie streiten, schreien sich an, es riecht nach Alkohol. Ich verlasse den Gehweg, laufe ein Stück auf der Straße weiter, ein Taxifahrer hupt mich an. Ich sehe den Rosenthaler Platz näher kommen, die beleuchteten U-Bahn-Schilder, Autos und Ampeln. Der Typ folgt mir noch immer. Ich spüre seine

Anwesenheit wie einen Schatten. Es besteht kein Zweifel: Er wird nicht aufgeben.

Ich renne weiter, vorbei am Zugang zur U-Bahn, vorbei am Café Oberholz, der Gehweg ist voll mit Menschen, Nachtschwärmer und Raucher. Ich dränge mich an ihnen vorbei, sie starren gebannt auf einen Fernseher, vielleicht ein Fußballspiel. Die Ampel wechselt auf Rot, ich schaue nach links und rechts, die Tram fährt ein, Endstation *Am Kupfergraben*. Der Straßename versetzt mir einen seltsamen Stich. Dann bemerke ich, dass die M1 in Richtung *Niederschönhausen, Schillerstraße* noch an der Haltestelle steht. Ihre Türen beginnen bereits, sich zu schließen. Ich laufe los, denke nicht, mein Herz schlägt einen festen Rhythmus gegen meine Rippen, dann springe ich ab. Kein Boden mehr unter den Füßen, nur noch Wind im Gesicht. Ich spüre den Jeansstoff, der an meinen Beinen klebt, das feuchte T-Shirt an meinem Bauch. Mein Blick ist auf die Türen gerichtet, der Spalt wird enger, sie streifen meine Schultern. *Nicht wieder aufgehen*, denke ich. *Nicht wieder aufgehen*. Meine Füße berühren den Boden, ich rutsche weg, stoße gegen einen Reisekoffer und eine Haltestange, fange mich und drehe mich sofort wieder zu den Türen. Sie sind zu.

Der Typ erreicht die Tram, er steht draußen, ich drinnen. Ich sehe sein Gesicht durch die staubigen Scheiben. Es ist rot, Schweißperlen glänzen auf seiner Stirn. Er starrt mich an, direkt in meine Augen. Es ist ein Blick, als wäre das, was er sieht, nicht möglich.

Dann fährt die Tram los und unser Blickkontakt reißt ab.

## SOFIE

»Bist du noch dran?«

Sie ist noch dran. Doch sie kann nicht sprechen. Als hätte dieser eine Satz sie gelähmt. Wie ein Gift, das so verzögert wirkt, dass das Opfer seinen eigenen Tod noch mitbekommt.

»Liebling?«

Die Stimme ihres Vaters ist sanft und weit weg. Alles ist weit weg. Das Meer, Theo, sie selbst.

»Wenn du nach Hause willst, kann ich das organisieren.«

*Nach Hause*, denkt Sofie und weiß nicht mehr, wo das ist.

»Sag mir, was ich tun kann«, sagt ihr Vater.

Aber er kann nichts tun. Sie hat ihn niemals zuvor machtlos erlebt, noch nie in ihrem ganzen Leben. Doch in diesem Fall ist er es.

»Wann ist die Beerdigung?«, fragt Sofie und ihre Stimme klingt so fremd, dass es auch die einer anderen sein könnte.

Ihr Vater schluckt. Sie hört es. »Das steht noch nicht final fest«, sagt er. »Wir müssen noch die Obduktion abwarten.«

»Die Obduktion?«, fragt sie matt.

»Die Unfallursache ist unklar«, antwortet er. »Das ist das übliche Prozedere.«

»Wird Maja auch obduziert?« Sofies Stimme bricht wie ein dünner Zweig.

»Ja«, sagt ihr Vater. Mehr nicht.

Sie nickt langsam. Die Bilder in ihrem Kopf sind entsetzlich. Sofie will sie nicht sehen, aber sie gehen nicht weg. Die Pathologie einer Klinik, bläuliches Licht, Maja, die nackt auf einem Metalltisch liegt, ein Gerichtsmediziner, der ihren Brustkorb aufsägt.

»Wo seid ihr gerade?«

Sofie ist froh um diese Frage, sie lenkt sie kurz von den Bildern ab.

»Auf Boracay«, sagt sie.

»Soll ich euch dort abholen lassen?«

Sofie kann nicht antworten. Sie weiß es nicht. Sie weiß gar nichts. Ihr Körper fühlt sich an wie betäubtes Zahnfleisch. Sie begreift nicht, was passiert ist. *Dass* es passiert ist. Sie hat den Satz genau gehört, beide Male, doch er hat sie nicht erreicht.

*Maja ist tot.*

Aber sie kann nicht tot sein. Sofie hat vorgestern noch mit ihr gesprochen. Worüber, weiß sie nicht mehr. Wie kann sie es nicht mehr wissen? Es war erst vor zwei Tagen.

»Soll ich jemanden schicken, Liebes?«, fragt ihr Vater ruhig.

»Ich muss mit Theo sprechen«, erwidert sie.

»In Ordnung«, sagt er. »Ich fliege morgen am späten Nachmittag nach Israel. Aber Verena kannst du immer erreichen. Tag und Nacht.«

»Okay«, sagt Sofie.

»Ruf an, ja?«

»Okay«, sagt sie noch einmal. Dann legt sie auf.

## MAJA

Die Trambahn ruckelt die Straße entlang. Ich sinke auf einen der freien Plätze. Meine Haare sind nass, rotschwarze Spuren übersäen den Boden. Blut und Dreck. Sie führen von den Türen bis zu meiner Ferse. Es tut noch immer nicht weh. Aber das wird nicht mehr lang dauern. Die Streckenanzeige wechselt und kündigt die nächste Station an: *Zionskirchplatz*. Daneben steht 01:13 Uhr.

Ich schließe kurz die Augen. 01:13 Uhr. Ich will einfach nur nach Hause, aber der Weg dorthin ist weit und ich bin müde. Abgesehen davon habe ich keinen Schlüssel. Und Sofie ist verreist, ich komme also nicht in die Wohnung. Und ich habe kein Geld. Daniel wohnt keine fünf Minuten von hier. Und er verlässt so gut wie nie das Haus. Abgesehen davon hat er unseren Ersatzschlüssel. Ich könnte bei ihm duschen und die Wunde versorgen. Bei ihm übernachten.

Kurz denke ich, dass ich nicht aufstehen kann. Und ich will auch nicht aufstehen. Am liebsten würde ich für immer hier sitzen bleiben. Genau hier. Alle Kraft, die ich eben noch hatte, ist aufgebraucht. Ich bin ein kleiner Rest, der übrig ist, gerade noch in der Lage, zu atmen und zu sitzen.

Trotzdem tue ich es. Ich zwingen mich auf die Füße. Als meine Ferse den Boden berührt, entlädt sich der Schmerz wie ein Stromschlag in mein Bein. Die Trambahn hält und die Türen gehen auf. Ich steige aus, dann stehe ich an der Haltestelle und sehe mich um. Viele Gesichter, aber seins ist nicht dabei. Er ist mir nicht gefolgt.

Ich überquere schwerfällig die Straße, humple den Gehweg hinunter. Und während ich gehe, versuche ich zu rekonstruieren, was in den vergangenen Stunden passiert ist. Die einzelnen Stücke zu einem Ganzen zu formen. Aber es bleiben Lücken. Offene Fragen ohne Antworten. Ich weiß, wer ich bin

und wann ich geboren wurde – und das nicht nur, weil es auf meinem Totenschein stand. Ich weiß auch, wo ich heute Nachmittag war – und dass ich nicht das getan habe, was ich ursprünglich vorhatte. Genauso wenig wie die letzten beiden Male.

Ziemlich genau dann kommt der Riss. Was dazwischen geschehen ist, ist weg. Als würde ich durch eine beschlagene Scheibe schauen. Dunkelblaue Fetzen. Umrisse. *Todesursache: ungeklärt*. Was ist passiert?

Ein paar Meter vor mir blockieren Leute den Gehsteig. Sie stehen da und schauen in einen Fernseher. Und irgendwas an der Situation stimmt nicht. Die seltsame Stille. Die Anspannung. Es ist keine Fußballstimmung. Kein Bier, kein Gegröle, nur steife Körper und stumme Mienen. Ein paar von ihnen wirken betroffen, andere ungläubig. Keiner spricht.

Ich bleibe stehen und stütze mich mit einer Hand an der Hausmauer neben mir ab, um meinen Fuß zu entlasten.

Dann sehe ich, was sie sehen.

Und ein Teil der Erinnerung kommt zurück.

## **DANIEL, CHORINER STRASSE 57, 10435 PRENZLAUER BERG**

Er sitzt vor dem Fernseher, als es klingelt. Daniel ist allein in seiner Wohnung. Wie so oft. Neben ihm auf dem Bett liegt eines von Majas getragenen T-Shirts. Sie hat es neulich nachts angehabt und er hat es nicht gewaschen, weil er nicht wollte, dass es ihren Duft verliert.

Als Sofie ihn angerufen hat, war er gerade dabei, Kaffee zu machen. Das Pulver ist im Filter, das Wasser im Kocher. Daniel ist nicht mehr dazu gekommen, auf Start zu drücken. Jetzt sitzt er da und schaut leer in den Fernseher. Eine Sondersendung. In der rechten Hand hält er noch immer den Kaffeelöffel.

Es klingelt ein zweites Mal, doch Daniel steht nicht auf. Die Leute klingeln oft bei ihm – auch nachts –, weil sie wissen, dass er meistens zu Hause ist. Und lange wach. Normalerweise öffnet er ihnen auch. Aber nicht heute. Heute tut er gar nichts mehr. Nur dort sitzen, auf seinem Bett, und es nicht begreifen. Weil die Wahrheit größer ist als sein Verstand. Die Fassungslosigkeit lähmt ihn. Vor nicht mal ein paar Stunden hat er noch auf diesem Bett mit Maja geschlafen. Auf derselben Matratze, auf der er gerade sitzt. Der Bezug hat ihren Schweiß aufgesaugt. Maja hat auf der Bettdecke gelegen, nackt und mit geschlossenen Augen. Er auf ihr, in ihr. Daniel sieht den Moment, sie unter sich in den Laken, Haut auf Haut. Danach hat er sie festgehalten, ein paar Minuten der Stille, nur ihr schwerer Atem. Daniel will sich in dieser Erinnerung auflösen wie eine Tablette in einem Glas Wasser.

Aber das Klingeln lässt ihn nicht. Es hört einfach nicht auf, wird zu einem Sturm. Daniel fährt unvermittelt hoch, die Wut packt ihn so plötzlich, dass es ihn überrascht. Er schleudert den Kaffeelöffel auf den Boden, durchquert mit schnellen Schritten den Raum, erreicht die Wohnungstür, reißt den Hörer von der Gegensprechanlage und schreit ein »Was?!« hinein.

Für die Dauer eines Augenblicks ist es absolut still, sein Gesicht angespannt, alle Muskeln gleichzeitig. Bis er ihre Stimme hört. Nur drei Wörter und sein Zorn fällt in sich zusammen. Übrig bleibt Ungläubigkeit. Und ein Rauschen in seinen Ohren.

Daniel steht da und starrt auf die Wand, auf ein unsauber gestrichenes Weiß. Dann öffnet er die Wohnungstür und lauscht in den Flur. Seine Hände sind taub. Er hört hallende Schritte, die lauter werden. Es ist ihr Rhythmus – und doch auch wieder nicht. Als würde sie mit einem Fuß fester auftreten als mit dem anderen. Trotzdem erkennt er ihren Gang. Er kennt ihn genau, er hat oft dort oben gestanden und darauf gewartet, dass ihr Gesicht über dem Geländer erscheint.

*Ich bin's. Maja.*

Dann endlich sieht er sie. Müde und abgeschlagen, mit Schatten unter den Augen. Eine Schürfwunde am Hals. Sie ist blass und schön.

Daniel hätte nicht gedacht, dass er sie je wiedersieht.

## MAJA

Ich weiß nicht, wo er anfängt und ich aufhöre. Oder wer wen zusammenhält. Ich atme langsam ein und aus, spüre ein scharfes Brennen hinter meinen geschlossenen Lidern. Die Wohnung riecht noch nach uns. Nach Daniel und mir. Nach einem Hauch von Schweiß und unseren Körpern. Ein kleiner Rest Sex, den wir im Bettzeug zurückgelassen haben. Das war vor ein paar Stunden. Am späten Nachmittag. Als ich gekommen bin, um es zu beenden, und wieder nur gekommen bin.

Daniel vergräbt sein Gesicht in meiner Halsbeuge, küsst mich auf die Schläfe, auf die Wange, murmelt belegt: »Du lebst.« Er sagt es immer wieder. Seine Arme liegen um mich wie ein Versteck, in dem mich niemand findet.

Wir stehen neben der offenen Wohnungstür, im Hintergrund läuft der Fernseher. Der Ton ist kaum zu hören, nicht mehr als ein dumpfes männliches Flüstern. Als ich die Augen öffne, sehe ich mein Gesicht. Eine Version von mir mit hochgesteckten Haaren und stark geschminkten Augen. Ein Blick in die Vergangenheit. Das Foto zeigt meine Mutter und mich in bodenlangen Roben. Es ist vor zwei Jahren auf einer Benefizveranstaltung entstanden. Vielleicht auch vor zweieinhalb. Ich erinnere mich daran, wie sie damals in ihrem begehbaren Schrank stand, zwei Abendkleider hochhielt und fragte: »Welches davon soll ich anziehen? Das schwarze oder das hellblaue?« Und wie ich antwortete: »Das hellblaue.« Weil es denselben Farbton hatte wie ihre Augen. Dieses beinahe eisige Blau. Sie sah schön aus an jenem Abend. Das tat sie oft.

Ich löse mich aus Daniels Armen und es wird schnell kühl ohne ihn. Er drückt die Wohnungstür ins Schloss, ich schaue stumm in den Fernseher. Unten links im Bild steht *Brennpunkt*. Der Moderator trägt Schwarz. Ich

bücke mich nach der Fernbedienung, die neben dem Bett auf dem Boden liegt, und mache lauter.

*»Was die genaue Ursache für den Unfall war, bei dem die Innenministerin Dr. Patricia Kohlbeck und ihre Tochter Maja tödlich verunglückten, ist derzeit noch unklar. Ein Krisenstab wurde zusammengestellt und mit der Aufklärung des Vorfalls beauftragt, ein Sondereinsatzkommando hat die Ermittlungen aufgenommen.*

*Von der Kanzlerin selbst gibt es bislang noch keine Stellungnahme. Diese wird jedoch direkt nach ihrer Landung in Kopenhagen erwartet, wo sie als eine der Abgesandten der Europäischen Union an der Welt-Klimakonferenz teilnimmt.*

*»Das Einzige, was wir zum jetzigen Zeitpunkt mit Sicherheit sagen können, ist, dass die Bundesinnenministerin, Dr. Patricia Kohlbeck, in einen schweren Autounfall verwickelt war. Es ist noch zu früh, um genauere Angaben zu den Hintergründen oder dem Unfallhergang zu machen«, so der Sprecher des Innenministeriums Markus Dornbusch bei einer Sonderpressekonferenz.*

*Augenzeugen berichten von einem schwarzen Audi A8, der heute Abend gegen 21:45 Uhr am Kupfergraben ungebremst das Gelände des Spreuefers durchbrach und dann in den Fluss raste. Mehrere Passanten verständigten umgehend den Rettungsdienst. Einer von ihnen, der einunddreißigjährige Efrail R., riskierte sein Leben bei dem Versuch, die Opfer aus dem Wagen zu befreien. Seiner Aussage zufolge kam jede Hilfe für die Innenministerin zu spät. Ihre Tochter hingegen war noch bei Bewusstsein. Efrail R. ist es zu verdanken, dass Maja Kohlbeck noch lebend aus dem Wrack geborgen werden konnte. Sie verstarb dann jedoch nur wenig später auf dem Weg ins Krankenhaus.«*

Daniel nimmt mir die Fernbedienung aus der Hand und schaltet auf stumm.

*»Was ist passiert?«, fragt er.*

Ich starre auf den Bildschirm, in das Gesicht meiner Mutter. Da sah sie noch aus wie sie. Unter Wasser dann nicht mehr. Als hätte es sie geschluckt, sie festgehalten unter der Oberfläche, dicht wie Quecksilber. Auf dem Foto

lächelt sie. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass sie nie wieder lächeln wird. Dass es sie nicht mehr gibt.

Daniel legt seine Hand auf meine Schulter. Ich schaue ihn an. In ernste Augen, seine Stirn ist gerunzelt, eine steile Falte steht zwischen seinen Brauen. Er weiß, dass ich nicht antworten werde. Weil ich nicht kann. Dann nickt er, als hätte er mein Schweigen verstanden. Er drückt sanft meinen Arm, Daniels Blick fällt auf den kleinen See aus Blut, der sich um meine Ferse gebildet hat.

»Soll ich mir das mal anschauen?«, fragt er.

Ich nicke.

Er verschwindet nebenan im Badezimmer und kommt wenig später mit einem Verbandskasten, Desinfektionsmittel und einer mit Wasser gefüllten Plastikwanne zurück.

»Geh zum Bett«, sagt er.

Genau das hat er vor ein paar Stunden schon einmal zu mir gesagt. Nur in einem völlig anderen Zusammenhang. In einem anderen Tonfall. In einem ganz anderen Leben. Daniel sieht mich an. Und da weiß ich, dass wir beide dasselbe denken.

Er weicht meinem Blick aus und ich setze mich auf die Bettkante. Daniel geht vor mir in die Hocke, greift nach meinem Fuß und fängt an, die Wunde zu säubern. Es ist mir unangenehm, aber ich sage nichts. Schmutz und Blut färben das Wasser.

»Tut es sehr weh?«, fragt Daniel.

Ich schüttele den Kopf. »Es geht.«

Er trocknet meine Ferse mit einem sauberen Handtuch ab. Der weiße Stoff saugt sich voll. Daniel untersucht die Verletzung. Es ist der inspizierende Blick eines Medizinstudenten, fokussiert und ernst. Man sieht, dass ihm Blut nichts ausmacht. Er desinfiziert die Wunde. Ich halte still, obwohl es brennt.

»Der Schnitt ist tief«, sagt er. »Das muss genäht werden.«

»Ich gehe nicht ins Krankenhaus«, sage ich.

Daniel nickt langsam, so als hätte er nichts anderes von mir erwartet.

»Ich kann es hier machen.« Kurze Pause. »Aber ich habe nichts zum Betäuben da.« Er mustert mich. Sein Blick sagt: *Das wird verdammt wehtun.*

Ich sage: »Ist okay.«

Daniel zögert einen Moment, doch dann steht er auf und nimmt einen Stuhl. Er stellt ihn vor das Bett und platziert mein Bein so, dass meine Ferse ein Stück über die Kante der Sitzfläche ragt. Danach setzt er sich auf den Boden und zieht Einweghandschuhe an. Er desinfiziert erst meinen Fuß, dann seine Hände.

»Ich brauche mehr Licht«, sagt er und macht eine Kopfbewegung in Richtung Nachttischlampe. Ich strecke mich danach und verstelle den Schirm.

»So?«, frage ich.

»Ja«, sagt Daniel und reißt zwei Zellophanverpackungen auf. Es sind geübte Handgriffe, ruhig und präzise. Bevor er zu nähen beginnt, schaut er noch einmal hoch, direkt in meine Augen. »Und du bist dir sicher?«, fragt er.

»Ich bin mir sicher«, sage ich.

»Nicht bewegen.«

»Okay.«

Wir sehen einander an, ein, vielleicht zwei Sekunden, dann senkt er den Blick und beinahe im selben Moment schießt der Schmerz heiß durch meinen Fuß.

»Worüber wollte deine Mutter mit dir sprechen?«, fragt Daniel.

Ich kann nicht denken, auch nicht antworten, der Schmerz frisst sich durch meinen Verstand. Ein Brennen und Stechen, das sich ausbreitet.

Daniel stellt die Frage noch einmal. Er will mich ablenken. Und ich lasse mich ablenken. Versuche, mich zu erinnern. Daniel setzt zum zweiten Stich an, ich schließe die Augen und presse die Lippen aufeinander, gebe keinen Laut von mir. Meine Hände krallen sich ins Bettzeug. Und ich halte still.

Es war Viertel nach neun, als mein Handy geklingelt hat. Ihr Anruf kam aus dem Nichts. Als würde sich eine Tote bei einem melden. *Eine Tote*, denke ich. Ich lag nackt auf Daniel. Auf diesem Bett. Er war noch in mir. Alles an dieser Situation war falsch.

Meine Mutter stand schon vor der Tür. Ich weiß nicht, woher sie wusste, wo ich war, woher sie die Adresse kannte. Ich hätte sie fragen sollen. Vielleicht habe ich das ja und weiß es nur nicht mehr. Vielleicht will ich es auch gar nicht wissen.

Der Schmerz in meiner Ferse wächst und breitet sich langsam aus, er zieht in den Mittelfuß und die Wade hoch. Ich schlucke dagegen an und halte weiter still.

Sie wartete vor Daniels Haustür. Ein Panzer von einem Wagen, in der zweiten Reihe geparkt. Sie ist selbst gefahren, saß nicht wie sonst hinten. Ich tauche ein in den zähen Brei aus Erinnerungen. In die klebrige Masse aus Bildern und Worten, bei der ich nicht weiß, was wahr ist und was nicht. Ich sehe meine Mutter und mich im Auto sitzen. Sie angespannt und fahrig und ich auf einmal wieder das Kind, das ich nicht mehr sein wollte, ein paar Jahre jünger in nur ein paar Minuten. Sie hat immerzu in den Rückspiegel geschaut. Tausend nervöse Blicke. Ich habe keine Ahnung, wohin sie wollte. Sie hat es mir nicht gesagt. Oder ich erinnere mich nicht. Aber ich erinnere mich an ihren letzten Gesichtsausdruck. Daran, wie ich zugesehen habe, wie das Leben aus ihren Augen verschwand. Wie eine Kerze, die man ausbläst. Und an das, was sie kurz davor noch zu mir sagte. Kurz bevor der Wagen volllief und wir nur noch Blicke hatten.

»Fertig«, sagt Daniel.

Ich öffne die Augen. Er verbindet bereits meinen Fuß.

»Danke«, sage ich leise.

Er antwortet nicht, lächelt nur. Mit dem Mund und mit den Augen. Dann sagt er: »Du musst Sofie anrufen.«

»Ich will nicht, dass sie sich Sorgen macht«, erwidere ich. »Ich glaube kaum, dass sie auf den Philippinen irgendwas davon mitbekommen hat.«

»Hat sie«, widerspricht Daniel. »Ihr Vater hat es ihr gesagt.«

*Natürlich hat er das, denke ich. Identifiziert von Prof. Robert Stein.*

»Du hast mit ihr gesprochen?«

Daniel nickt. »Sie hat mich vorhin angerufen.«

»Wo sind sie gerade?«, frage ich.

»Auf Boracay.«